In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 207 **Posen, den 10. September 1929** **3. Jahrg.**



(Nachdruck verboten.)

An diesem schwülen Aprilabend zeigte sich die scheidende Sonne von besonders leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Sie umfing alles und glich mit ihren letzten, zuckenden Flammenküssen einer sterbenden Bacchantin, die um ihr nahes Ende weiß. Das bleiche Steingesicht des Monte Tamaro, selbst an den hellsten Tagen mehr geahnt, als tatsächlich wahrgenommen, schickte aus der Ferne sein tiefes Erröten auf die Erde. Die schimmernde Kuppe des San Salvatore, dieses klotzigen Paschas im Tessiner Kanton, brannte lichterloh. Aus der nicht mehr dunkelblauen, sondern vielfarbig erscheinenden Tiefe des Lago Ceresio (Luganer See) wuchsen eine Unzahl flacher, goldgefüllter Rosen hervor. In dieser brennendsten aller Liebesstunden behielt nichts seine ursprüngliche Form und Farbe.

Selbst der Speisesaal der Pension Paradiso in Lugano, in dem zur Zeit die Gäste — zwanzig an der Zahl — die Hauptmahlzeit einnahmen, blühte in Rosa und Purpur.

„So herrlich war bisher noch kein Sonnenuntergang", schwärmte eine ausgezeichnet hergerichtete Dame aus Berlin W. und stellte in dem geschickt gehandhabten Taschenspiegel die günstige Wirkung dieser Strahlenspiegelung auch auf sich fest.

Ein überreichlich genährter Bankier aus Frankfurt am Main, dessen Körperfülle dem grauweißen Ton seiner schwammigen Züge widersprach, dachte zwar mit Befriedigung an die letzte Hausse, die ihm außer einem sehr bemerkenswerten Vermögenszuwachs auch den längst erstrebten Besitz einer eleganten Geliebten gebracht hatte, knüpfte dann aber gleichfalls an den Sonnenuntergang etwas wie eine Unterhaltung an. Das Thema lag ihm jedoch nicht. Sehr bald ging er zu dem ihm geläufigeren und bei weitem interessanteren Gesprächsstoff über, indem er sich speziell an die pikante Trägerin eines rabenschwarzen Bubikopfes wandte:

„Mut, Mut, meine Gnädigste. Zaudern Sie nicht länger. Was besagt, im Grunde genommen, dies wesenlose Gold," und er pickte mit den kurzen, fetten Fingern nach den hüpfenden, blanken Lichtkreisen, „gegen den greifbaren Reichtum, der Ihrer vielleicht in Monte Carlo harrt. Glauben Sie es nur, diese schönste aller Höllen ist trotz Frankensturz und Weltjammers immer noch eines Abstechers wert. Ich zum Beispiel bin ihr ewige Dankbarkeit schuldig. Vor Jahren, die ungezählt bleiben mögen, gewann ich drüben — kahl und in jeder Beziehung herunter — in wenigen Stunden den festen Unterbau für die spätere Bürgerlichkeit . . ."

Die Rabenschwarze entgegnete zwar darauf, aber ihre raschen, seltsam geschnittenen Augen ruhten dabei auf ihrem sehr steif und schweigsam verharrenden rechten Nachbar.

„Wollen wir es machen, Herr Laßberg," fragte sie ihn und fügte leise hinzu: „Könnte Sie das vielleicht locken? Ich wäre bereit!"

Der Angeredete wandte ihr flüchtig sein scharfgeschnittenes Profil zu, das eine sehr gerade, schmale Nase über einem scheinbar leidenschaftslosen Munde mit dem markanten Kinn zeigte.

„Wozu, meine Gnädige," meinte er gedehnt. „Das Verlangen nach Geld, — viel Geld — hat meiner Ansicht nach lediglich Sinn und Berechtigung, wenn man es unbedingt benötigt . . . Etwa wie ich . . . vor Ausbruch des Krieges . . . ."

Die Gesichter der Zunächstsitzenden neigten sich weit vor.

„Bitte, erzählen Sie uns davon. Sie waren also da und hatten Glück?"

„Ja," sagte Friedrich Laßberg. Es klang unhöflich kurz. Aber die menschliche Neugier besitzt niemals ein gutes Gehör für Zurückweisungen.

„Und gedenken Sie auch jetzt wieder — selbstverständlich ohne uns — einen Abstecher zu machen?"

„Nein," antwortete er noch knapper und widmete seine volle Aufmerksamkeit den Früchten, die vor ihm in der feingeschliffenen Schale aus Venezia dufteten. — Die Damen ärgerten sich erneut über diesen wortkargen Menschen, der weder über einen besonderen Namen noch über eine bemerkenswert gefüllte Börse verfügte und wandten sich von ihm ab, dem bleichen Bankier zu, der ihrer Neugier gefällig und wortreich diente. Niemand kümmerte sich fortan um Friedrich Laßberg. Der begann — augenscheinlich mit diesem Wechsel zufrieden — sich in seine deutsche Zeitung zu vertiefen, durch die er — auch äußerlich — seine Abgeschlossenheit von den andern dartat.

In dem Augenblick, als er sich tatsächlich in seinem geliebten Deutschland wähnte, legte sich breit und schwer von rückwärts eine Hand auf seine Schulter. Und wenn Friedrich Laßberg ein Greis und nicht, wie jetzt, achtunddreißig Jahre gewesen wäre, hätte er zuverlässig gewußt, wer zu dieser starken Hand gehörte. Wie einst schnellte er von seinem Stuhl empor und fuhr herum:

„Herr Oberst Griewitz . . . ."

„Richtig geraten, lieber Laßberg! Na, nun sagen Sie mir aber mal erst, wie kommen Sie den ausgerechnet hierher? Boswig — der reist jetzt übrigens mit allerbestem, geradezu beneidenswertem Erfolg in Seide und Samt — hat mir berichtet, daß Sie Bankbeamter geworden wären . . ."

„Jawohl, in der Bank habe ich mich betätigt, volle sieben Jahre."

„Haben natürlich in der, gottlob! hinter uns liegenden übelsten Zeit feste Aktien gehandelt und sitzen jetzt nicht auf dem Trocknen, wie die meisten aus Ihren Jahrgängen . . ., ach was, wie wir fast alle mehr oder minder . . ."

„Doch, Herr Oberst . . . da sitze ich augenblicklich . . ."

„Na, hören Sie mal . . . und denn hier . . ."

„Das hat schon seinen Grund. Auf Befehl meines Berliner Arztes . . ."

„Wahrhaftig, jetzt merke ich's. Sehen auch schlecht aus, Laßberg."

„Die schlimmste Zeit liegt hinter mir. Jetzt fürchte ich mich wenigstens nicht mehr vor dem bewußten Berg, der doch auf jeden Fall genommen werden muß."

Man war sofort an der Tafel auf diese beiden hochgewachsenen Männer eingestellt. Sie hatten nur in der gegenseitigen Freude des unverhofften Wiedersehens nichts davon gemerkt. Erst jetzt fiel es ihnen unangenehm auf.

„Sie haben doch natürlich hier eine Bude, Laßberg? Könnten wir da unsere Unterhaltung nicht vielleicht ein bißchen weniger vorsichtig fortsetzen?" Laßberg nickte bereitwilligst.

„Gleich hinter der ersten Türe am Speisesaal wohne ich. Es durften nämlich in den ersten beiden Wochen keine Treppen sein. Wenn ich bitten darf, Herr Oberst . . ."

„Famos, sehr famos. Ich bin auch heftig engbrüstig geblieben . . . seit . . ."

Schweigend verließen sie den Saal. Friedrich Laßbergs Zimmer war besonders licht und geräumig. Vom Fenster aus greifbar nahe, winkte der See — jetzt wie ein großes, silbergraues Tuch anzusehen, das mit weitschwingenden Armen herausgeworfen war. Die zahllosen flachen Goldrosen waren darin untergetaucht und schliefen bis zum nächsten Sonnenuntergang. Trotzdem war der Anblick des Wassers in seiner Sanftheit unbeschreiblich schön. Oberst Griewitz trennte sich scheinbar nicht leicht davon.

„Uebrigens . . . ich habe kein Zimmer in Lugano genommen," sagte er endlich. „Meine Frau und ich wohnen drüben in Osteno. Für sie war dieser Ausflug noch zu anstrengend. Ihre Nerven sind völlig kaputt. Ich muß auch heute wieder unbedingt zu ihr zurück. Darum lassen Sie uns diese ungestörten Minuten nützen. Fangen Sie mit Ihrem Bericht an, ja, Laßberg?"

„Boswig wird schon alles — das wenige von mir — berichtet haben."

„Ich weiß lediglich, daß es Ihnen damals — ein paar Monate herzlich schlecht erging — daß Ihre Frau Mutter und Ihr lustiger Bruder inzwischen sterben mußten, und daß Sie selbst — tapfer, schweigsam und fest, wie das in allen Lebenslagen Ihre Art war, den Kampf mit den Zahlen aufnahmen."

„Viel mehr wäre auch wirklich nicht zu sagen."

„Aber Sie erwähnten doch, daß Sie sich auf Verlangen Ihres Arztes hier befänden. Da muß es doch noch irgendeinen Zwischenakt geben."

„Der von einer besonders hartnäckigen Grippe fast ausgefüllt war . . . jawohl! Zum Schonen kam ich in der Bank nicht. Ein rechtzeitiges Ausheilen — damals vielleicht eine Kleinigkeit — war also ausgeschlossen. Es war alles nur irgend Entbehrliche abgebaut worden. Wir anderen Glücklichen erstickten in der Arbeit. Wie sollte ich mich da wohl erholen . . .?"

„Kann ich mir lebhaft vorstellen. Ehe Friedrich Laßberg einen Krankheitsurlaub einreicht, muß es erst hageldick kommen. Na, und das kam dann ja wohl leider doch . . .?"

„Aber in anderer Beziehung, als Sie meinen, Herr Oberst. Meine Bank mußte ihren Laden zumachen. Gott sei Dank! In allen Ehren! Damit sind mir diese großen, aber hoffentlich nicht unbegrenzt langen Ferien zugefallen."

„Sie werden schon wieder — sind Sie nur erst erholt — in Lohn und Brot kommen, bester Laßberg!"

Friedrich Laßberg sah seinen alten Oberst fest an . . . genau, wie er bei Lob oder Rüge auch einst ihn als seinen Regimentskommandeur angesehen hatte.

„Es muß gehen und es wird auch gehen. „Ich will ja doch so gern arbeiten — versteife mich absolut auf nichts Bestimmtes. Tue alles, was von mir verlangt wird, sofern es Körper oder Geist nur hergeben . . ."

Jetzt sahen sie sich beide an und verstanden sich, beseelt von der nämlichen Ehrfurcht für jegliches Schaffen, das nützlich ist.

„Wenn ich nur nicht so ganz allein daſtände, Herr Oberst. Das lastet auf mir . . ."

„Sie hatten doch einen Freund, Laßberg, mit dem Sie Festeres verband, als das sonst Uebliche. Den langen Triffberg . . . den Andreas, meine ich."

Friedrich Laßbergs Gesicht wurde rot, wie in den Tagen seiner ersten Jugend. „Dem Triffberg ist es gerade auch nicht glänzend ergangen."

„Um die Ecke?"

„Nein, aber er steckt ziemlich tief in Schulden."

„Wie kommt denn das? Er hat weder gejeut noch übermäßig getrunken. Auch seine sonstigen Liebhabereien hielten sich durchaus in den ihm gesteckten Grenzen. Allerdings war er ein fabelhafter Optimist."

„Die Schuldenlast ist eigentlich ganz von selbst — gleichsam über Nacht gekommen. Seine Erfindung hat ihn nämlich hineingeritten. Uebrigens diesmal zweifellos etwas, das ausgezeichnet, vielleicht sensationell werden muß, wenn genügend Kapitalien vorhanden sind."

„Hahahaha . . ." lachte der Oberst zum erstenmal herzhaft auf, „ich merke, er hat Sie bereits angesteckt. Wie konnte ich diesen seinen alten Fimmel nur so total vergessen? Natürlich ist's wieder ein Allerwelt-Beglückungsmittel . . ."

„Leider hat er mir strengstes Stillschweigen auferlegt, Herr Oberst."

„Bin ja auch nicht neugierig, bester Laßberg. Nur . . . ich halte den langen Triffberg, sobald es sich um diesen geistigen Brennpunkt dreht, nicht für absolut zuverlässig. Bitte, damit zweifele ich keineswegs seine ehrenhafte Gesinnung in allen anderen Dingen an. Das möchte ich hiermit ausdrücklichst betont haben. Aber . . . jeglicher Optimist kann heutzutage seinen gutgläubigen Mitmenschen sehr leicht zu einer Gefahr werden!"

„Nur dem andern? Nicht sich selbst zuerst?"

„Höchstens in zweiter Linie, wenn überhaupt. Meine Erfahrungen gehen dahin — Sie müssen mir zugeben, daß ich sie gesammelt haben kann — daß einer wie der Triffberg — geht's um sein Steckenpferd, das alsdann den ganzen Kerl reitet — seinen Mitmenschen ja, vielleicht aber auch seinen allerbesten Freund in den Abgrund stürzen kann. Weshalb sind Sie plötzlich so bleich geworden, Laßberg? Sie haben doch nicht etwa für den Triffberg gutgesagt oder ähnliches?"

Einen Augenblick schien es, als wolle Laßberg nicht antworten. Dann tat er es doch.

„Ja . . . das habe ich getan. Einfach tun müssen in diesem Fall . . ."

„Ohne jede Sicherheit?"

„Auf sein Wort . . ."

„Menschenskind . . . und Sie haben diese letzten zehn bittersten Notjahre miterlitten? Haben erkennen müssen, daß das meiste, wenn nicht alles, zerfließt. Menschenwort und Eid. Ererbter und erworbener Reichtum?"

„Auf das Wort eines Ehrenmannes baue ich trotzdem heute noch genau so, wie einst, Herr Oberst."

„Ist ja auch wunderschön . . . Und doch . . . Diese Geschichte gefällt mir nicht. Ich fühle ein starkes Unbehagen dabei."

„Leicht ist es mir auch nicht geworden. Aber ich habe gemeint . . . den Andreas Triffberg, der mich am ersten Juli 1918 unter dem dichtesten Feuerregen schwerverwundet weggetragen und damit gerettet hat, dürfte ich in seiner Not nun auch nicht im Stich lassen."

„Vielleicht sehe ich zu schwarz," lenkte der Oberst ein. „Habe nämlich in den letzten Jahren allerlei durchbeißen müssen, was mich mürbe und mißtrauisch gemacht hat. Davon morgen bei uns drüben, ja? Sie besuchen uns doch in Osteno. Schon die Grotte allein dürfte den Ausflug lohnen. Für heute darf ich mich nicht mehr mit Rückwärtsliegendem weich machen. Meine Frau wird sich ohnehin ängstigen. Das letzte Dampfschiff wartet nicht . . ."

— — — Als sie sich gerade die Hände reichten, klopfte es an die Tür. Friedrich Laßberg erhielt ein Telegramm. Während sich der Oberst seine Zigarre entzündete, riß Laßberg es auf . . . neugierig — ohne aufgeregt zu sein — was es enthalten könne. Der Oberst tat keine Frage. Und Friedrich Laßberg verriet nichts vom Inhalt.

Weshalb hatte Laßberg auf das sehr herzliche „Auf Wiedersehen" seines einstigen Obersts eigentlich keine Erwiderung gehabt? — Er stand, als er allein war, wie versteint . . . Bisher hatten ihn zwei harte Schläge getroffen. Daß er sie äußerlich gelassen ertrug, bewies bei seiner Veranlagung noch längst nicht, daß er sie auch innerlich verwunden hatte. Nicht der Krieg und seine schwere Verwundung versetzten ihm den ersten Schlag, sondern das, wodurch die Menschen und die Uebriggebliebenen hinterher gegenseitig ihre Herzen zertraten.

Auch der zweite Schlag konnte ihn wohl bis ins Tiefste und Schmerzlichste erschüttern. Innerlich zerbrochen und entkräftet aber wurde er durch den jäh erfolgten Tod seiner Mutter und seines Bruders, die kurz hintereinander am Typhus starben, nicht.

Sparsam mit Worten war er stets gewesen. Von seinem Charakter wußten alle, die ihn erprobt hatten, daß er lauter und aufrecht war. Weibergeschichten hatte er nie gehabt. Was er an Treue und Anhänglichkeit zu vergeben hatte, gehörte Andreas Triffberg, dem einstigen Regimentskameraden. Der leuchtende Frohsinn und die knabenhafte Heiterkeit in dem Wesen dieses seines einzigen Freundes zogen ihn unwiderstehlich an. Er hätte auch gestern noch — genau, wie er das vor einem halben Jahre getan — für ihn einspringen müssen. Ob auch jetzt . . . in dieser Stunde . . . nach Kenntnis dieses Telegramms noch . . .? Friedrich Laßberg wand sich unter dem dritten Schicksalsschlag! Er versuchte nach dem Raub seines letzten Stückchens Wärme, seinen zähen Willen zum Durchhalten um jeden Preis zu fällen.

Laßberg hatte niemals ein freiwilliges Beenden seines Lebens auch nur erwogen. Ohne jemals darüber zu reden, empfand er es als die Pflicht eines jeden anständig denkenden Menschen, für sein Teil, die an ungehöriger Stelle aufzüngelnde Flamme zu ersticken — den Herd zu löschen und neue Bausteine zum Wiederaufbau des Zerstörten herbeizuschleppen. Niemand — aber auch gar niemand — dürfe den anderen dabei hindern. Kein Urteil, geschweige Verurteilen aufkommen, ob auch einer den Weg dabei, den dieser und jener für den kürzesten oder leichtesten ansehe, vermeide und auf eigener Straße seine Arbeit verrichte. Forderung für alle nur das eine: „Mit reinen Händen und reinen Herzen für Deutschland — alles für Deutschland, unsere Heimat." Als Vorbedingung für die Kraft zu solcher Arbeit hielt er allerdings ein Stückchen festen Boden unter den Füßen für erforderlich. Und dieser Boden war ihm jetzt entzogen. Das Telegramm lag offen und peinlich glattgestrichen vor ihm. Es lautete:

„Andreas Triffberg soeben mit Kraftwagen tödlich verunglückt. Trautlieb."

(Fortsetzung folgt).

Die Schönheitskönigin.

Von Otto Wilhelm Beise.

Jedesmal, wenn Hillger betrunken war — und das war zweimal die Woche oder einmal zwei Tage hindurch der Fall —, dann erzählte er die Geschichte von Wally, jenem Mädchen, das beinahe seine Frau geworden wäre. Erzählte sie jedem, der sich an seinen Tisch setzte und bereit war zuzuhören. Und er fand immer ein paar Leute dieser Art; nicht nur, weil es wirklich eine lehrreiche Geschichte war, sondern auch weil Eingeweihte dunkle Andeutungen kolportierten von dem, was Hillger seinerzeit gewesen wäre und bedeutet hätte. Jetzt und heute war er allerdings nicht viel mehr als ein etwas vernachlässigter, etwas schmutziger Bursche von einigen dreißig Jahren, der seinen Lebensunterhalt auf eine auch den näheren Bekannten rätselhafte Art erwarb. Voraussichtlich aber arbeitete er gar nicht, sondern lebte von den kümmerlichen Resten seines ehemals größeren Vermögens.

„Sehen Sie," sagte er zu mir, als wir uns erstmalig gegenübersaßen, „das schlimme dabei ist, daß ich mich nicht ganz von Schuld freisprechen kann. Aber natürlich ist das Unsinn, Ausfluß einer sich schon heute ankündigenden Nervenkrise, glaube ich. In Wahrheit ist diese ganz verruchte, blödsinnige Zeit daran schuld, in der zu leben wir den fragwürdigen Vorzug haben.

Als ich sie kennen lernte — mein Gott, was war das für ein Mädel! Schönstes Schmuckstück in Mamas guter Stube, sozusagen. Die Eltern — nun, wenn sonst nicht viel von ihnen zu sagen ist: jedenfalls hatten sie alles drangesetzt, um ihre Einzige so zu erziehen, wie sie es für recht fanden. In der guten alten Art also. Sie brauchen nun nicht gleich zu denken, daß die Wally so was wie ein Duckmäuser war — o nein. Aber keusch, zurückhaltend, bei aller Heiterkeit des Wesens ein bißchen verschlossen und spröde, wenn Sie wollen.

Ich sah sie irgendwo — es ist ja belanglos, bei welcher Gelegenheit —, und ich verliebte mich Hals über Kopf in das Mädel, obgleich ich dreißig Jahre alt war und einen ganzen Haufen Erfahrungen hinter mir hatte. „Das ist nun das Richtige für dich," habe ich mir gesagt, „die nimmst du oder keine." Denn, nicht wahr: wenn man jedes Jahr Wochen, oft Monate hindurch von Hause fort sein muß — mein Beruf verlangte das so —, dann erscheint es einem erstrebenswert, eine Frau daheim zu wissen, die mit Flirt und solchen Dingen wenig im Sinn hat, nicht gleich auf jeden verliebten Blick eines Mannes reagiert und treu ist — so treu, daß man Häuser darauf bauen kann. Und Wally schien mir mit Fug und Recht ein Mädchen dieser Art zu sein.

Ich habe mich also mit ihr verlobt, und die Eltern gaben ihren Segen dazu, ganz wie es sich gehört in einer solchen Familie. Ich war ja schließlich eine gute Partie, schönes Einkommen, ein kleines Vermögen, angesehene Stellung, gesund — kurz, alles paßte zusammen. Auch das Alter. Dreißig Jahre und zwanzig Jahre — das gibt einen guten Klang, pflegt man wohl zu sagen.

Wie es nun aber so ist: wir konnten doch nicht gleich heiraten, wollten es auch nicht tun. Denn ein bißchen Verlobung, so als Kostprobe und erstes gegenseitiges Beriechen gleichsam, muß sein. Und immer zu Hause zu sitzen, überwacht von den wohlwollenden Augen der zukünftigen Schwiegermama, war nicht recht mein Fall. Kurz und gut, ich zog es vor, meine Braut ein bißchen auszuführen, mal hierhin, mal dorthin, wie es so meinen bisherigen Lebensgewohnheiten entsprach. Ja, es machte mir richtig Spaß, diesem naiv-unschuldigen Mädel ein bißchen was von der Welt zu zeigen — so ging ich mit ihr mal zu einem Fünf-Uhr-Tee, mal in ein Kabarett, in eine Tanzdiele, zum Rennen oder sonst wohin, wie es gerade kam. Das alles war ihr fremd, natürlich. Und wenn sie anfangs ein wenig verwirrt und unruhig wurde von dem ganzen Betrieb, bald gewöhnte sie sich daran, wie ja überhaupt die Frauen sich überraschend schnell in jede andere Lebenslage hineinfügen. Und nach drei oder vier Monaten bereits tanzte sie mit mir auf dem erleuchteten Parkett zwischen einigen Dutzend halbnackter Frauen mit solcher Selbstverständlichkeit ihren Blue oder One-step, als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes getan.

Ich — na, mein Gott: ich sah das anfänglich ganz gern, diese rasche Anpassung. Einerseits weil sie hübsch war und es einem Mann immer schmeichelt, in Gesellschaft einer schönen Frau gesehen zu werden, und dann auch, weil ich meinte: Warum soll sie nicht, so lange wir verlobt sind, ein bißchen herum kommen? Sicher wird sie, sobald wir erst unser eigenes Heim haben, die Schalheit derartiger Vergnügungen erkannt haben und gerne darauf verzichten.

Ja, so ungefähr überlegte ich. Und dann machte es mir auch Spaß, sie eifersüchtig zu sehen. Natürlich hatte ich viele Bekannte weiblichen Geschlechts, da und dort und überall, mit denen ich gelegentlich ein paar Worte wechselte. Wally zog dann die Stirne kraus — ihr Gesichtchen war entzückend, wenn sie böse war. Und es gab viel Gefrage: wer die sei und jene. Auch kleine Spitzen: „Die Braune da ist sehr hübsch, nicht wahr? Ich habe gesehen, daß sie dir sehr gefällt. Warum hast du dich nicht lieber mit ihr verlobt?" Dann mußte ich beschwören und beteuern, daß sie, Wally, schöner sei als alle anderen, ehe sie Ruhe gab und wieder gut wurde.

Uebrigens war es die lautere Wahrheit. Denn dieses goldhaarige Mädchen, dessen blonde Lockenfülle noch nie die Schere der Friseuse berührt hatte, erregte bald allgemeines Aufsehen. Wohin wir auch kamen, sofort wurde sie Mittelpunkt, wurde von den Männern umschwärmt, mehr als mir lieb war. Ihr schien das sehr zu behagen — schließlich, welcher Frau behagt es nicht, von der gesamten Männerwelt angebetet, von allen Frauen beneidet zu werden. Und ich selbst — nun, ich erkannte etwas zu spät, daß meine Methode, mir eine keusche, zurückhaltende, häusliche Frau zu sichern, vielleicht nicht die richtige gewesen ist.

Zu spät, ja. Denn der Besitzer einer jener großen, mondänen Vergnügungsstätten, die wir gelegentlich aufsuchten, gab seine Absicht bekannt, eine Schönheitskonkurrenz zu veranstalten, und Wally, verwöhnt durch die Fülle der ihr erwiesenen Aufmerksamkeiten, beschloß, sich zu beteiligen. Ich widersprach heftig, wurde schroff, schließlich ernsthaft böse. Aber da sie ihre Teilnahme an dieser Konkurrenz zu einer Art Prinzipienfrage machte und ich das Mädel wirklich sehr lieb hatte, gab ich endlich knurrend nach.

Ich mußte es also erleben, daß Wally, daß meine Braut vor einer Anzahl blasierter Jünglinge und Lebegreise, schön aber kläglich bekleidet, einhertänzelte, sich drehte, sich wendete, jede Bewegung ausführte, die man von ihr verlangte, jeden Reiz ihres Körpers, soweit er von dem Kleide nicht verhüllt wurde, zur Schau stellte. Unter den gierigen, hungrigen Blicken von Hunderten von Gästen. Das war schlimm — und ich vermag nicht, Ihnen auszumalen, was ich während dieser Zeit empfand.

Wally wurde preisgekrönt, sie wurde Schönheitskönigin. Natürlich wurde sie es — wer sie kannte wie ich, konnte sich darüber nicht wundern. Umtost von dem Jubel der Gäste, wurde sie in einer chrysanthemengeschmückten Sänfte durch den Saal getragen, saß da, wie eine wirkliche Königin, umbuhlt von den Herren, beneidet von den Damen, stolz, schön und — ja, mit einem Ausdruck im Gesicht, den ich bei jedem anderen Menschen lieber gesehen hätte als gerade bei meiner Braut, bei meiner zukünftigen Frau.

Und das war das Schlimmste. Nach diesem Triumph einer Nacht war ich entschlossen, sie wieder zu dem zu machen, was sie einmal gewesen war. Aber — zu spät! Ich ging weniger aus, ich wollte selbst die Gegenwart ihrer Mutter in Kauf nehmen, nur um das Mädchen wieder ganz für mich zu haben, führte Wally höchstens in Konzerte, Vorträge, ins Theater. Eine Weile ließ sie es sich gefallen — bald aber wurde ihr das alles langweilig. Sie vermißte die anbetenden Blicke der Männer, die Huldigungen der Lebewelt, die Triumphe der vergangenen Wochen. Emporgetragen von dem Ruhm einer Nacht — dessen Vergänglichkeit sie nicht zu beurteilen vermochte —, wie konnte ihr jetzt noch die Bewunderung eines Einzelnen genügen?

Klar, gewiß! War ich schuld daran? Vielleicht! Aber wer, wer sie im Frieden ihres Elternhauses gesehen, kennen gelernt hatte, konnte eine so rasche, so vollkommene Wandlung für möglich halten?

Wochen hindurch habe ich gekämpft, getobt, gestritten Denn ich liebte sie sehr. Aber ich gab nicht nach. Schließlich trennten wir uns — und ich habe geweint, wie man um ein zertrümmertes Ideal weint.

Was sie jetzt macht, die Wally? Es heißt, ein Revue-Direktor habe sie als Girl engagiert! Was gehts mich noch an? Gewiß ist nur, daß ich sie letzthin mit einem Manne gesehen habe, der seit langem im Verdacht steht, fragwürdige Beziehungen zu einigen Mädchenhändlern zu unterhalten. Und vielleicht landet sie noch mal irgendwo in Buenos Aires oder Budapest — Sie wissen schon, was ich meine.

Soll ich sie retten? Ich könnte es vielleicht verhindern, das mit Budapest und so. Aber ich fürchte — bei Gott, ich fürchte, es lohnt sich nicht mehr."

Hillger blies den Schaum von seinem Bier, fuhr plötzlich mit der Hand in die Brusttasche.

„Da," sagte er zu mir, und seine Augen wurden feucht wie die vieler Alkoholiker. „Da haben Sie ein Bild von ihr, eine Photographie. Wally als Schönheitskönigin. Man konnte sie damals kaufen, die Bilder. Stück für Stück für eine Mark. Ich habe einen halben Tausender berappen müssen, um das Negativ an mich zu bringen. Aber dies Bild können Sie behalten. Schreiben Sie eine Ihrer Dreigroschengeschichten drum herum — wenn Sie wollen, heißt das . . ."

Ein Schlangenfraß.

In Cincinnati passierte es im Zoologischen Garten, daß eine Riesenschlange, eine Boa constrictor, mit der Mahlzeit, die man ihr reichte, zugleich eine Pferdedecke auffraß, die gerade in der Nähe lag. Alle Versuche der Wärter, die Decke wieder ans Tageslicht zu bringen, waren vergeblich. Schließlich versuchte man, eine Röhre mit einem Metallhaken daran einzuführen, um auf diese Art Decke und Schlange zu trennen. Aber auch dieser Versuch verlief ergebnislos. Selbst zehn Männer, die kräftig an der Stange zogen, konnten das Kunststück nicht zuwege bringen.

Zu guterletzt flößte man der Boa constrictor einige Liter Oel ein, aber auch ohne jeden Erfolg.

Daraufhin beschloß der Zoologische Garten von Cincinnati, der Riesenschlange die Decke zu überlassen.

Schicksalswürfel und Aberglaube.

Von **Himansu Rai.**

Hundert Kilometer von Mysore entfernt liegt „Shivasamudram". Ein gigantischer Wasserfall stürzt hier in die Tiefe. Es wird behauptet, daß dieser Wasserfall von Shivasamudram nach den Niagarafällen der größte Wasserfall der Welt sei. An diesem riesigen Wasserfall nahmen wir die letzten Szenen für unseren Film „Schicksalswürfel" auf. Es ist die Stelle, wo „Sohat" in den Abgrund gestürzt wird und somit für seine schlechten Taten büßen muß, während die Liebe ihren Siegeszug feiert, die schöne Sunita in den Armen ihres geliebten Ranjit liegt.

Durch diese schöne Landschaft zieht sich eine von hohen Bäumen beschattete Landstraße, auf der wir uns in unseren Autos „Shivasamudram" näherten. In einem der Wagen befand sich der Regisseur Franz Osten mit den Mitgliedern seines Stabes. Plötzlich stürzte ein morscher, riesiger alter Baum mit dröhnendem Getöse quer über die Landstraße. Nur durch die Geistesgegenwart des Führers, der sofort die Bremsen anzog, wurden die Insassen vor dem sicheren Tode gerettet. Eine Sekunde später hätte der Wagen in tausend Stücke zerschmettert werden können.



Himansu Rai, ein indischer Filmschauspieler, dessen Film „Schicksalswürfel" in Berlin seine Uraufführung erlebte Phot. Ufa.

Ich war mit meinem Wagen etwas vorausgefahren. Mein Wagen hatte aber plötzlich einen mysteriösen Defekt, und im Moment, als der Baum stürzte, befand ich mich wartend auf der Landstraße, ungefähr einen Kilometer entfernt. Ein Rad meines Wagens hatte sich während der Fahrt in geheimnisvoller Weise von der Achse getrennt. Der Wagen schleuderte, die entblößte Achse verankerte sich in einem Steinhaufen am Rande des Weges, so daß der Wagen halten mußte, während das rechte Vorderrad selbständig die Straße entlangrollte. Trotz des Unglücks hatten wir Glück, denn keiner von den Insassen wurde ernstlich verletzt. Alle kamen mit dem bloßen Schrecken davon.

Schließlich erreichten wir den Platz der Aufnahme. Aber schon unterwegs meinten einige, ob wir nicht besser täten, unsere Aufnahmen zu vertagen. In diesem Lande des Glaubens und Aberglaubens wird man allzuleicht von mystischen Drohungen und Warnungen beeinflußt. Wir hatten ja bereits zwei Unfälle, und in Indien ist man davon überzeugt, daß in solchem Falle auch der dritte Unfall unausbleiblich ist. Es ist bemerkenswert, daß sich auch in anderen Teilen der Welt dieser Aberglaube betreffs der „Drei" zeigt.

Dem Aberglauben zum Trotz begannen wir die Arbeit. Aber nun schien er auch uns zu trotzen. Emil Schünemann, unser Kameramann, dreht eine Großaufnahme von „Ranjit" und „Sunita" am Rande eines 1000 Meter tiefen Abgrundes. Er ist eben dabei, die Kamera an diesem gefährlichen Abhang in eine günstige Stellung zu bringen, als er selbst plötzlich das Gleichgewicht verliert und stürzt. Im letzten Augenblick gelingt es seinem Assistenten, ihn zurückzureißen. Er erlitt zwar einige kleine Abschürfungen an Gesicht und Knien, verlor seinen Tropenhelm aber — er war gerettet.

Während sich all dies ereignete, standen wir in atemlosem Schrecken da. Erst vor kurzem war an derselben Stelle ein junges Paar verunglückt. — Es war in den Abgrund gestürzt, und selbst die Körper konnten nicht geborgen werden. Der Strom auf dem Grunde der Schlucht ist so reißend, daß eine Rettung unmöglich ist.

Wir alle faßten den unausgesprochenen Entschluß, nie wieder den Aberglauben der „Drei" herauszufordern.

Trinkerinnen in Neuyork.

In Neuyork gibt es außer anderen Wohltätigkeitsanstalten eine besonders wichtige Stiftung: das Keeley Institut, in dem man an unheilbaren Trinkern letztmalige Entziehungskuren vornimmt. Trotzdem nun Amerika trocken gelegt ist und mit scharfen Gesetzen gegen das Alkoholverbot vorgeht, mußte man an diesem Institut einen Extraflügel anbauen, in dem nur Frauen einquartiert werden. Nach einem Bericht amerikanischer Zeitungen steigt täglich die Zahl der Aufnahmegesuche von Frauen.

Ursachen der Räuberei am Bienenstand.

Weisellose oder volksschwache Völker sind zunächst sehr häufig die Ursachen der Räuberei. Ihr verfallen letztere Völker früher oder später ganz sicher, erstere in der Regel auch dann, wenn sie stark sind; denn es mangelt ihnen der erforderliche Grad von Verteidigungslust. Sagt doch ein alter Bienenspruch:

> „Die kleinste Biene steht
> dem Feind so ritterlich,
> weil sie für sich nichts ist;
> sie fühlt ihr Volk in sich."

Entsprechende Verengung der Fluglöcher schützt am sichersten vor feindlichen Ueberfällen. Rechtzeitige Vereinigung solcher Völker schützt außerdem vor ihrem eigenen Untergang. Das freie Aufhängen von Honigwaben oder ausgeschleuderten Waben im Bienenhause oder das Vertropfen von Honig daselbst verursacht in der Hauptsache weiterhin Räuberei. Die Bienen finden solche Honigquellen sehr bald, fallen massenhaft darüber her und eignen sich dadurch eine gewisse Raublust an. Gutes Verschließen honighaltiger Waben und sorgfältiges Verwischen vertropfter Süßigkeiten läßt derartige Honigsammlerei nicht aufkommen.

Das Eindringen fremder Bienen in den Stock bemerkt man oft kaum, wenn bei Hantierungen in trachtloser Zeit Stöcke zu lange offengehalten werden. Die dann entstehende Balgerei bringt aber nicht selten das ganze Volk in Aufruhr und endet mit einem gewaltigen Massaker. Daher nehme man an warmen Herbsttagen keine Arbeit vor, welche langes Offenhalten eines Stockes erfordert.

Nun kann aber Räuberei auch entstehen, wenn bei Vereinigungen ungeschickt vorgegangen wird. Entsteht nämlich in solchen Fällen innerhalb des Stockes arge Beißerei, so gesellt sich dazu nicht ungern noch ein Ueberfall von seiten raublustiger Bienen. Zusammenfassend kann man wohl sagen, daß Räuberei in der Hauptsache durch den Bienenzüchter selbst verursacht bzw. begünstigt wird, wenn er durch seine Sorglosigkeit oder Ungeschicklichkeit solche Uebelstände in seiner Bienenwirtschaft aufkommen läßt.

W., Lehrer a. D.

Die in der Mauser befindlichen weißen Hühner sollen kein Futter erhalten, das eine Wirkung auf die Gefiederfarbe ausüben kann. Das sind vor allem die fetthaltigen Samen, wie Mais und Hanf. Mausernde weiße Hühner einzusperren, ist vielfach üblich. Dann wird allerdings die Verfärbung des Gefieders, zu welcher auch die Einwirkung des Lichts erforderlich ist, vermieden; aber die Tiere können vieles im Freien reichlich vorhandene Futter nicht finden, das zur Federbildung und Gesunderhaltung beiträgt. Ein anderer Nachteil ist der, daß sich die eingesperrten Hühner leicht das Federfressen angewöhnen.

Schönes, weißes Fleisch bei Mastkaninchen läßt sich durch Milch erzielen. Auch der Fleischansatz wird dadurch begünstigt und ein guter Geschmack erzielt. Während der Mast sollte daher Milch das einzige Getränk sein.

Ist für Junggänse keine Getreidestoppel verfügbar, so gebe man ihnen Grünes aus dem Gemüsegarten, wie z. B. Kohlblätter, ferner mit dem Stampfeisen zerkleinerte rohe Kartoffeln und etwa 50 Gramm Hafer pro Kopf und Tag — den Hafer abends.

Fröhliche Ecke.

Lehrzeit. Fief ist fünf Monate Lehrling bei Suppengrün. „Aus dir wird auch nischt," tobt Suppengrün, „fünf Monate bist du schon bei mir, und noch nischt hast du Sauigel gelernt." — „Doch, Meister." — „Was denn?" — „Daß ein Pfund nur vierhundertfünfzig Gramm hat."

Billiges Huhn. „Wir haben heit een Huhn zum Mittag! Wat sagen Se nun dazu?" „Ach, seh'n Se mal an, und ick suche det Huhn schon seit heute morgen."

Grund genug. „Gnädige Frau sollten das malvenfarbige Kleid wählen," lobte der Verkäufer, „es paßt so schön zu Ihrem blassen Teint." — „Ich bin sonst nicht blaß. Ich bin jetzt nur über den Preis erschrocken."

Zurechtweisung. Frau Schußlich hat eingekauft. Ist beladen mit unzähligen Paketen aller Formen und Größen. Rutscht ihr die Tüte mit den Eiern aus der Hand. Drei, vier Eier knallen auf dem Asphalt breit. Die Schußlichen starrt entsetzt. — Nüffelt sie einer: „Sie sind aber ooch ä närrsches Huhn! Ausgerechnet uff dr Straße müss'n Se Eier legen!"

Das pünktlichste Verkehrsmittel „Welches Verkehrsmittel trifft heute am pünktlichsten am Ziel ein?" — „Die Eisenbahn?" — „Nein." — „Das Auto?" — „Nein." — „Das Flugzeug?" — „Nein." — „Was denn?" — „Der Wechsel!"